

# Flachs und Hanf

Autor(en): **Ithen, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-110798>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Sarganser gehen in Prozession nach Mels: 1. an Peter und Paul (29. Juni), als am Kirchenpatronatsfest der Melser; 2. am Fest der hl. Amantia, deren Reliquien sich in der Kirche in Mels befinden sollen; 3. einmal an einem Werktag im April, morgens früh; 4. am Montag in der Bittwoche (Auffahrtswoche).

Die Melser kommen in Prozession nach Sargans: 1. am Feste des hl. Cassian, zweiten Kirchenpatrons von Sargans; 2. am Dienstag in der Bittwoche, ein Tag nachdem die Sarganser nach Mels gegangen sind.

Ferner geht man am 14. September (Fest der Kreuzerhöhung) nach hl. Kreuz (Weiler, zur Gemeinde Mels gehörend, mit kleiner Kapelle); am 20. Januar als am Feste des hl. Sebastian auf die „Splee“, in die Sebastianskapelle; am Mittwoch in der Bittwoche ebenfalls in die Spleekapelle.

---

## Flachs und Hanf.

Von Anna Ithen in Ober-Ägeri.

Immer seltener werden in unserer Gegend die Saatfelder von Flachs und Hanf, dieser einst in der Hauswirtschaft so hochgehaltenen Kultur. Die Werkzeuge, welche dazu dienten, diese Pflanzen durch alle Stadien der Bearbeitung zur fertigen Leinwand zu verwandeln, stehen auf dem Estrich oder in Rumpelkammern, dem Roste und Holzwurme preisgegeben.

In einer sinnigen Legende erzählt der beliebte Jugendschriftsteller Christof von Schmid die Einführung der Kultur von Flachs und Hanf in das christianisierte Abendland. Die Eltern eines Mägdleins — der Dichter heisst es Lina Linnen — waren in Armut und bittere Not geraten. Die fromme Tochter klagt das Elend dem lieben Gott, und da erscheint ihr im Traume Maria, die Mutter Gottes von 10 kleinen, strahlenden Sternen umgeben. Sie hält in der einen Hand ein niedliches Kräutlein mit grünen Blättchen und blauen Blümchen, den Flachs; in der andern trägt sie ein rohrähnliches Szepter mit schwerem gelblichem Blütenwedel, den Hanf. Die blauen Blümchen und die gelben Blüten reiften in der Hand der Himmelskönigin schnell

zu Samenköpfchen. Das Köpfchen des Flachses enthält 10 Körnlein nach der Zahl der glänzenden Sternlein; die Heilige liess diese und auch die runden Perlen des Hanfsamens ins Gartenland hinabfallen, worauf alsbald grüne Saat spross. Lina suchte und entdeckte diese Blumen auf dem Felde und säete sie in ihren Garten. Als die Ernte herannahte, erschien ihr Maria wieder im Traume, geleitet von einer Schar Engel, welche die Pflanzen mit Sorgfalt aushoben, trockneten, brachen und hechelten. Die Heilige selbst spann an goldener Kunkel mit einer Spindel aus Elfenbein und die Engel woben mit geschäftiger Hand die Fäden zum Linnengewande. Und im dritten Traumgesicht erscheint die Mutter Gottes mit einer Lilie in der Hand. Weit unten liegt auf grüner Au das ausgespannte Tuch. Die Heilige winkt mit dem Lilienstabe: es rauscht reichlicher Regen herab und abwechselnd bricht aus den Wolken die glühende Sonne; sie bleichen die Leinwand so blendend weiss, dass sie an Weisse der Lilie gleich kommt.

In das Haus des Mägdleins, das nach dieser Anleitung mit Fleiss und Ausdauer sich der Herstellung der Linnen hingab, floss bald reichlicher Wohlstand.

Den Anbau ausgenommen, war die Kultur der Gespinnstpflanze der weiblichen Fürsorge anvertraut. Wurden auch manche Arbeiten durch männliche Hände verrichtet, und gab es Hauswirtschaften, wo die Hausfrau selbst keinen direkten tätigen Anteil nahm, war es doch von grösster Wichtigkeit, dass sie Aufsicht und Leitung führen konnte. Unsern Grossmüttern, ob zu Stadt oder zu Lande, lag es ob, die Eigenschaften der Gespinnstpflanzen gründlich zu kennen, ihren Nutzen, ihre Verarbeitung und ihre Dienlichkeit, bis sie, invalide geworden, in die Papiermühle wanderten.

Der Same des Leins (*Linum usitatissimum*) und der Same des Hanfes (*Cannabis sativa*) sind Ölfrüchte, die ein sehr geschätztes Öl liefern, ein Nebengewinn dieser Pflanzen. In Ölmühlen<sup>1)</sup> wurde der Same warm gepresst und das gewonnene

<sup>1)</sup> Die nächste Ölmühle unserer Gegend war in der „Lizi“, Gemeinde Unterägeri, wo noch heute ein Haus „die Öle“ genannt wird. Viel später existierte noch eine Ölmühle im schwyzerischen Dorfe Steinen, wo auch die Bewohner von Ägeri noch lange ihr Brenn- und Speiseöl pressen liessen. Bekanntlich geben Baum- und Haselnüsse, auch Buchnüsse — Buchecker — wenn kalt geschlagen ein gutes Öl, ein Ersatzmittel für das feine Provencer-Öl.

Öl nährte vor Einführung des Petrols die kleine Flamme der altväterischen Ampel. Ward wenig Samen gezogen, liess man oft zur Vermehrung des Öles auch Haselnüsse und Buchennüsse pressen. In Jahrgängen, wo die Baumnüsse gut gediehen, wurden Flachs- und Hanfsamenöl verkauft; es scheinen diese Pflanzenöle schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts für technische Zwecke sehr gesucht gewesen zu sein.

Der Hanfsamen, von angenehm süsslichem Geschmack, ist ein Lieblingsfutter vieler Vögel, sein scharfer Geruch, besonders zur Zeit der Ernte, soll nach allgemeiner Volksmeinung Schlagflüsse bewirken.

Ein Vorrat von Leinsamen wird auch heute selten im bäuerlichen Haushalte fehlen, und die Leinstauden wird in Bauerngärten, eben des Samens wegen, noch ziemlich häufig gepflanzt.

Bei Entzündungen wird der gesottene Leinsamen, seiner schleimigen Eigenschaft halber, als Kompressen oft mit Erfolg angewandt.

Ebensowenig wird der Bauer bei Krankheiten in seinem Viehstand dieses Heilmittel entbehren mögen.

Zum Bau von Flachs und Hanf taugt nur der beste und fetteste Boden; dieser musste vor Eintritt des Winters mit Dung gut versehen, umgeackert, oder umgegraben werden. Alte Leute sagen, zum Flachs- und Hanfbau müsse der Boden so wohl vorbereitet sein, dass er Waizen tragen könnte.

Hierzulande richtete der Bauer die Zeit der Aussaat nach dem natürlichen Kalender, d. h. nicht früher als die Eichen ausgeschlagen, und dann wählte er das Zeichen des Fisches. Eine kräftige Hand hat den Samen auszustreuen, damit eine gleichmässige, und beim Flachs eine dicht geschlossene Saat spriesse. Dem zweijährigen und „geruheten“ Samen wurde der Vorzug gegeben. „Geruhet“ nannte man den Samen, wenn derselbe in den Bollen liegen blieb bis kurz vor dem Gebrauche, und erst dann geputzt, gewurft, gewannt und gesiebt wurde. Dem zu frühzeitig gereinigten Samen sollen die Motten („Milben“, „Mieten“) arg zusetzen. Der Same muss schwer und ölicht sein. Zur Probe seines Schwergewichtes wurde eine handvoll ins Wasser geworfen; der gute sank unter, der schlechte blieb oben schwimmen. Den Ölgehalt prüfte man, indem eine Handvoll ins Feuer geworfen wurde, worauf der gute Samen auf den glühenden Kohlen sofort sich entzündete und knallte.

Der aufkeimenden Saat ist Regen sehr zuträglich, und es sollen dadurch die zarten Pflänzchen gegen nachfolgende Nachfröste widerstandsfähiger werden. Waren diese 2—4 Zoll hoch gewachsen, so musste durch sorgfältiges jäten („wieten“) alles Unkraut entfernt werden. Die durch das Ausziehen des Unkrautes gelockerte Wurzel musste wieder festgedrückt werden, was mehr mit den Knien, als mit der Hand geschah, wesswegen die Leute immer noch sagen, dass besonders der Flachs erst gedeihe, wenn er gut „bekrochen“ sei. Biegen und Drücken schadet dem jungen Flachs nicht, wenn er nur etwa ein fingerlang ist, macht ihn im Gegenteil fester und kräftiger.

#### Der Flachsbau.

Der Flachs oder Lein ist die zartere und edlere Pflanze als der Hanf. Soll der Flachs zu grosser Feinheit und Haltbarkeit gelangen, so muss seine Ernte vor der vollendeten Samenreife eintreten. Man gewinnt den schönsten Spinnflachs, wenn er 14 Tage nach dem Abblühen gerauft wird, ein dicht geschlossener, langer Flachs vorausgesetzt; bei einem dünnstehenden kurzen Flachs würde man nur ein schlechtes Material gewinnen, das weitere Arbeiten nicht lohnte. Die Ernte braucht gute Witterung, einen Boden, der weder zu hart, noch zu nass ist, damit der Stengel nicht über der Wurzel abbreche und die Erde leicht abgeschüttelt werden kann. Man fasst mit beiden Händen ein Bündel Flachsstengel zusammen und zieht sie in möglichst vertikaler Richtung aus. Dann werden diese handweise zusammengelegt, die Samenköpfe überall am einen, die Wurzeln am andern Ende. Es sollen aber die Samenköpfe gegen die Sonne liegen.

Wird je nach Umständen auf Samengewinnung Wert gelegt, so muss mit dem Raufen bis zur vollständigen Reife gewartet werden.

Ist das Wetter unbeständig, so wird der zum Trocknen angelegte Flachs leicht zusammengebunden, die Bündel auf die Wurzel gestellt, je 2 gegeneinander gelehnt, so dass sie dem Winde widerstehen können.

Oft wird der Flachs, um den Samen zu retten, feucht nach Hause gebracht, wodurch aber das Gespinnst grossen Nachteil leidet; denn kann der Flachs auf dem Felde nicht gehörig abgetrocknet werden, so kommt er in Schweiss und brennt;

dadurch werden die Fasern angegriffen und verlieren an Zähigkeit und feinem Glanz.

Aus dem gut getrockneten Flachs werden grosse Bündel nach Art der Korngarben gemacht, und diese kommen nun zum rüffeln („repen“) in die Tonne. Durch die Rüffel wird der Samenknoten vom Stengel getrennt. Der Teil des Stengels in der Nähe des Samenknotens hat die feinsten Fasern und dort sind die drei Teile: der holzige Kern, der Bast und die Rinde durch die leimartige Substanz am festesten unter sich verbunden. Durch das Abreissen der Samenköpfe mittelst der Rüffel wird der obere Teil des Stengels gespalten und die Feuchtigkeit der Röste, ob Tau oder Wasser, kann dort leichter eindringen, so dass die Flachsstengel oben und unten eine gleichzeitige und gleichmässige Röste erlangen. Der Rüffel oder die Rephechel besteht aus einem langen, starken Brette, worauf zum Unterschied von der Werghechel hölzerne, nicht eiserne Zähne dicht nebeneinander in die Höhe stehen. Nachdem die Rüffel festgemacht, nimmt man büschelweise den Flachs, zieht ihn durch den Kamm, und die Knoten liegen abgestreift.

Nun werden kleine Gebinde („Bossen“) gemacht, und der Flachs kommt auf die Röste („Röte“, „Röze“).

Die Röste soll eine leichtere Trennbarkeit der Stoffe, eine Auflösung des Gummi bewirken, eine vorzüglichere Bearbeitung des Materials mit wenigem Abgang und ohne den feinen Pflanzenleimstoff der Fasern anzugreifen. Die Röste kann nach drei Arten geschehen: durch Wasser, Wässerung oder Tau.

Bei der Wasserröste wird der Flachs in stehendes, reines Wasser, am besten Regenwasser, eingetaucht. Das Einlegen des Flachses in fliessendes Wasser ist deshalb nicht zu empfehlen, weil die Fische davon absterben oder krank werden sollen.

Beim Einlegen hat man jede Berührung des Flachses mit dem Fassboden zu verhüten, weshalb die Posen auf eine Strohunterlage gelegt und mit ihr untersenkt werden. Auch die Seiten werden mit Stroh umgeben. Vorher aber werden die Wurzelenden abgehauen und die Gebinde gelockert. Die Posen werden, Schicht auf Schicht, kreuzweise übereinander gelegt, mit Brettern bedeckt und mit Steinen beschwert. Die Gärung tritt bald ein; der erste Grad ist die saure Gärung; sobald diese zur faulen Gärung hinneigt, ist die Röste vollendet. Wenn das Wasser sich braun färbt, wenn Blasen aufsteigen, wenn der

Flachsstengel über dem Fingernagel leicht zerbricht, ist es ein Zeichen, dass der Flachs ausgeröstet ist. Ausserdem ist zu beachten, dass die oberen Schichten bald reif werden und weniger lang im Wasser liegen bleiben dürfen als die unteren. Das Herunternehmen des Flachses leidet dann keinen Aufschub mehr, und die Trocknung ist möglichst zu beschleunigen.

Der Flachs wird auf einem Grasboden dünn ausgebreitet und nach einigen Tagen mit einem Rechenstiele (Harkenstiele) gewendet, damit auch die untere Seite an die Sonne komme.

Ein anderes, wie es scheint in unserer Gegend selten angewandtes Verfahren ist die sog. irländische oder Wässerungs-röste.

Der Flachs wird in einem Gefäss mit Vorrichtung zum Ablassen des Wassers auf einer Unterlage ins Wasser gesenkt und so viel Wasser darüber gegossen, dass alles gut mit Wasser bedeckt („untersetzt“) ist. Die Gärung kommt aber in diesem Wasser nicht zu Ende, denn dieses wird von Zeit zu Zeit, sobald es eine andere Farbe angenommen, abgelassen, und durch frisches ersetzt. Anfänglich geht die Färbung langsam von statten; gegen das Ende, wenn der Gummi der Pflanze einmal erweicht ist, geht es rascher. Die Erneuerung des Wassers wird so lange fortgesetzt bis sich kein Farbstoff mehr ansetzt. Alsdann wird der Flachs herausgenommen und getrocknet.

Die bei uns bekannteste und fast immer angewandte Art ist die Tauröste.

Es braucht dieselbe längere Zeit, weil der häufige Wechsel von Feuchtigkeit und Trockenheit öftere Unterbrechung in der Gärung verursacht. Die langsame Auflösung des Gummi ist aber der Flachsfaser weit angemessener als die beschleunigte im Wasser; auch wird durch die Tauröste der Flachs feiner und lässt sich leichter bleichen. Auf frisch gemähten Wiesen wird der Flachs dünn und gleichmässig ausgebreitet. Damit er sich überall gleich nahe an den Rasen anschmiege, ist eine vorherige Anfeuchtung des Platzes und des Flachses sehr zweckmässig. Die Röste wird dadurch schneller und vollständiger und wird es auch dem Winde weniger möglich die Flachsgelege zu verwirren. Bei anhaltend trockener Witterung muss öfters mit Giessen nachgeholfen werden, sonst könnte eine Gärung gar nicht eintreten. Auf der untern Seite geht die Röste schneller vor sich als auf der obern. In der Mitte der Röstezeit bei

windstillem Wetter ist es notwendig, den Flachs zu wenden. Dieses Geschäft erfordert viel Sorgfalt, damit der Flachs eine gleichmässige Lage erhält; wo er etwas verwirrt ist, muss mit der Hand nachgeholfen werden.

Das leichte Brechen der holzigen Teile, das leichte Abschälen der Fasern ist auch hier ein Zeichen vollendeter Reife. Sobald dieses Stadium eingetreten ist, darf nicht mehr begossen werden. Um den Flachs recht abtrocknen zu lassen, wird er noch einmal gewendet. Das Aufnehmen hat vorsichtig, mit den Händen, nicht mit dem Rechen zu geschehen.

Später, wenn der Hechler den Spinnflachs zubereitet, zeigt sich an seiner Farbe der Grad der Röste. Der vollkommen geröstete hat eine helle, silbergraue Farbe, der ungenügend geröstete ist gelb und gelbbraun.

Mag der Flachs nach der Röste noch so gut getrocknet sein, so behält der holzige Kern noch immer zähe Biogsamkeit und lässt sich schwer von den Fasern trennen. Um dem holzigen Teile die zur Absonderung erforderliche Sprödigkeit zu geben, muss der Flachs noch weiter ausgetrocknet, oder vielmehr er muss gedörst werden.

Das Dörren geschieht am besten im Sonnenschein. An windstillen, heissen Tagen wird der Flachs an eine Mauer gelehnt, oder an einen andern Stützpunkt, der untere Teil wird auf ein Brett gestellt, damit es den feuchten Boden nicht berühre. Eine Person hat sich damit zu beschäftigen, dass alle Stengel gleich gestellt, zurückgewichene und geknickte hervorgezogen werden, sonst würde beim Brechen, Schwingen und Hecheln viel Bast unter das Abwerk geraten.

Nun kommt der Flachs unter die Holzbreche. Die Brechen („Rätschen“) sind meistens zweifugig (zweiblättrig). Dreifugige sind seltener. Diejenige Breche, welche zum Raubbrechen („vorrätschen“) zur rohen Aussonderung der holzigen Teile verwendet wird, soll weit auseinander stehende Kanten haben, damit der Flachs nicht zu sehr angegriffen werde und zu viele Fasern unter die Breche fallen. Kanten werden allgemein „Brame“ genannt. Die zweite Breche, zum „Nachrätschen“ soll enger gefugt sein. Die besorgte Hausfrau liess den Flachs ausschliesslich vom weiblichen Dienstpersonal rätschen, weil sie für das zarte Material den kräftigen Schlag der männlichen Hand fürchtete. Die unter der Breche sich aufhäufenden gebrochenen holzigen Teile heissen „Aglen“ oder „Annen“.



Auf das Brechen folgt das Schwingen („schwingeln“). Das hölzerne Schwingmesser, der „Schwingel“, ungefähr 2—3 Fuss lang, geformt ähnlich einem Schiffsruder, ist scharfkantiger als die Breche. Der Flachs wird aufgehängt und mit diesem Instrument geschwungen, bis die Aglen vollends entfernt, die Fasern mehr gespalten und geschmeidiger gemacht sind.

Nun kommt das Hecheln an die Reihe. Durch die Hechel wird der Flachs noch vollkommener gereinigt; die Fasern kommen in eine gleiche gestreckte Lage und alles Gewirr, wie die schwachen und kurzen Fasern werden ausgestossen. Der Arbeiter mit der Hechel muss sein Geschäft wohl verstehen, sonst richtet er grossen Schaden an. Er soll dreierlei Hecheln haben, eine grobe, eine mittlere und eine feine. Kein Eisenzahn darf rostig, oder gespalten sein. Der Hechler darf die Hand nicht zu voll nehmen, er muss die Spitzen des Werges zuerst durch die Hechel ziehen und solche immer weiter zurückgreifen lassen; er muss einen steten, gleichen Zug sich angewöhnt haben und darf nicht zu eilig sein.

So viel von der Zubereitung des selbst gepflanzten Flachses.

### Der Hanfbau.

Der Nutzen des Hanf-(„Hauf-, Werrig-, Werrich-“)baues war weit wichtiger, als derjenige des Flachses. Nicht nur trat er in der Hauswirtschaft oft an Stelle desselben, in vielen Fächern des frühern Gewerbslebens war der Hanf geradezu unentbehrlich.

Frucht- und Mehlsäcke, Seile, Stränge, Stricke, Wagendecken, des Kaufmanns starkes Packtuch und des Schusters Pechdraht wurden aus dem starken Hanfe bereitet. Der einstigen Schiffahrt lieferte er die Taue und Segeltücher, der alte Schiffbauer verstopfte mit geringerem Werg die Fugen und Risse, und der Brunnenmacher der alten Zeit versuchte ebenfalls mit Werg schadhafte Stellen seiner hölzerner Dünkelleitung wasserdicht zu machen.

Auch der Nähfaden („Zwirn“) ward aus der Hanfreiste gedreht.

Der Hanf gehört unter diejenigen Pflanzen, die das männliche und weibliche Geschlecht nicht auf einem, sondern auf verschiedenen Stengeln haben. Der männliche Hanf, Fimmel, „Bästlig“, „Hänfig“, auch „Narr“ genannt, wächst höher, als der weibliche Hanf, hat einen hohlen, röhrenartigen Stengel, wenige

holzige Teile und gibt daher mehr und feinem Bast, als der weibliche, welcher den Samen trägt. Auf grösseren landwirtschaftlichen Betrieben, wo man über weitere Komplexe Land verfügte, wurde jene Saatfrucht, welche man an Seiler oder andere Gewerbe zu verkaufen gedachte, besonders gepflanzt, indem man sie entweder ganz dünn säete, oder in Hackfrüchten herumsteckte. Diese Stengel erreichten wohl eine Höhe von 10—15 Fuss und der Same beinahe die doppelte Grösse, als beim gewöhnlichen Hanf.

Der männliche Hanf reifte bei uns gewöhnlich Mitte August, der weibliche 4—6 Wochen später. Die Ernte des erstern nannte man „Fimmeln“.

Die Reife des männlichen Hanfes erkennt man an den gelben Spitzen und am Weisswerden der untern Teile des Stengels. Will man vielen und feinen Bast, so wird geerntet, wenn der Stengel von unten noch ein grünliches Ansehen hat.

Die Ernte ist ein mühsames Geschäft; jeder männliche Hanfstengel muss einzeln und mit grosser Vorsicht aufgezogen werden, damit der zurückbleibende weibliche weder geknickt, noch im mindesten verletzt werde. Die ausgezogenen Stengel werden handvollweise in spitzigen Winkeln übereinander gelegt, so dass die Wurzelenden bei einander liegen, oder man stellt sie, wie beim Flachs, gegeneinander auf, um sie auszutrocknen. Der Hanf bedarf, weil seine klebrige Feuchtigkeit viel ätzender ist, als beim Flachs, auf dem Felde einen höhern Grad der Austrocknung, ehe er zum Rösten kommt.

Der weibliche Hanf erhält durch das Ausziehen des männlichen nicht nur mehr Raum, sondern auch mehr Lockerheit des Bodens. Um sein weiteres Wachstum zu fördern, wird er oft noch gedüngt. Wird auf Samengewinnung besondern Wert gelegt, so rauft man den weiblichen Hanf erst nach völliger Samenreife; wird das Gespinnst höher angeschlagen, so tritt die Ernte vor erlangter Reife des Samens ein.

Wie beim Flachs wird der Same vom Stengel durch die Rüffel getrennt. Damit kein Same verloren gehe, wird derselbe vorher in ein Fass („Röhrli“) etwas abgeschüttelt oder ausgeschlagen. Das Trennen des Samenkopfes mittelst des Dreschflegels, statt der Rüffel war weniger vorteilhaft, weil dadurch ein grosser Teil der Körner zersprang, der Same an Ölgehalt einbüsste und der verderbenden Gärung ausgesetzt war. Nach-

dem die Wurzelenden abgehauen, kommt nun der Hanf auf die Röste („Röte“, „Röze“). Der männliche Hanf noch im Sommer oder gegen den Herbst, der weibliche, weil er später geerntet wird, oft erst im Frühling. Das Verfahren ist das nämliche, wie beim Flachs, entweder im Wasser, oder im Tau. Die Wasser-röste liefert weissen Hanf, der stärker und besser zum Verkaufe an Seiler und andere Gewerbe passt, die Tauröste dagegen gibt grauen, der feiner, doch im Bleichen weisser wird, und taugt mehr für die Leinwandbereitung.

Zur Reife auf der Röste bedarf der Hanf längere Zeit als der Flachs. Vor dem Brechen muss der Hanf, wie der Flachs gedörst werden, doch wäre für denselben Sonnenwärme ungenügend. Vielerorts waren ausserhalb eines Dorfes in der Erde ausgemauerte Dörrgruben angebracht. Bei uns wurden jeweilen im Herbst, vor Eintritt des Winters auf den Gehöften die „Retschhüsli“, „Retschdare“, „Daare“ erstellt. Mittelst vier Pfählen wurde mit Brettern ein länglichviereckiger Verschlag zurecht gemacht, der vorn offen blieb. Darüber wurden Stangen kreuzweise übereinander gelegt und daraus ein sog. Rost, oder Gatter gebildet. Zum Feuerherd ward am Boden die Erde etwas ausgehöhlt. Auf den Rost wurde der Hanf („Werch“) kreuzweise übereinander geschichtet, mit dem dicken Ende nach aussen, und mit geringen, groben Tüchern bedeckt, welche oftmals genetzt wurden. Das Feuer durfte wohl ausgebreitet, doch nie hochflammend sein. Holzklötze, die langsam abbrannten, eigneten sich zur Feuerung am besten; die holzigen Abfälle, die Aglen konnten zur Überdeckung der Kohle benützt werden. Die beständige Aufsicht einer Person war notwendig, sowohl wegen der Feuersgefahr, als um den Grad der Dörre des Werges zu prüfen. Die Rauhbreche erfordert beim Hanf eine weitere Fuge als beim Flachs, weil die Stengel dicker sind und mithin in grösserer Länge von Anfang an gebrochen werden müssen.

Bis vor kurzem gab es in hiesiger Gegend zwischen mehreren Gehöften oft neutrale Plätze, die keinen Eigentümer hatten. Es waren dies die sog. „Rätschblätz“, wo die Nachbarschaften abwechslungsweise das Recht hatten, das Geschäft des Brechens vorzunehmen. Erst in neuester Zeit kamen solche Plätze durch Kauf in den Besitz irgend eines Anstössers.

Das unter der Breche gefallene Abwerg wurde am Schlusse, etwa vor Feierabend, nochmals unter die Breche genommen,

blieb aber vom andern Werg sortiert. Aus dieser kurzen, „agligen“ Ware, „Hündli“ genannt, machte der Hechler den Kuder („Chuder“). Bäuerliche Haushaltungen bereiteten daraus Tuch zu Hirtenhemden, in unserer Alpengegend das zünftige Kleid der Melker; in andern Haushaltungen ward der Kuder zu „Hader“, den groben Küchentüchern, verwendet.

Nun ist aber zu bemerken, dass viele Hauswirtinnen nur die dünneren Stengel des Hanfes unter die Holzbreche nehmen liessen; beim schönen Fimmel und ebenso bei jenem Werg, welches man zum Verkaufe bestimmte, wurden die Fasern von Hand abgezogen, was man „reiten“ nannte. Das Losschälen der Fasern auf diese Weise machte sich leicht und es brauchte keine vorherige künstliche Dörrung wie beim Retschen; es genügte, wenn der Hanf vollkommen geröstet und gut getrocknet war. Der untere Teil eines Stengels wurde etwas gequetscht, oder mit einem Federmesser etwas „gehickt“ [eingeschnitten], zuerst die eine Hälfte der Fasern mit dem Daumen der rechten Hand erfasst und abgezogen, dann die andere Hälfte und das Gefäde an den dritten Finger der rechten Hand gehängt. So wurde fortgefahren, bis der „mitzte“ Finger vom Baste voll war und der „Fingerlig“ [das über den Finger gehängte Bündel] an einer Schraube oder einem hochlehnigen Sessel aufgehängt wurde. Dann wurde von neuem begonnen. Das „Reitwerg“ gab die dauerhafteste Leinwand, überhaupt aller Arten starkes Leinengeräte und war dem Werte nach höher geschätzt, als das „Retschwerg“.

Sowohl der gereitete, wie der gebrochene Hanf wurde mit dem Schwingmesser wie der Flachs geschwungen. Weil der Hanf viel rohere Eigenschaften enthält als der Flachs, so erfordert alles zur Leinwand bestimmte Werg eine weitere Ausrüstung durch den Reibstein. Das Werg ward in grosse, dicke dreiteilige Zöpfe geflochten; durch dieses Formen wollte man verhüten, dass bei dem nötigen raschen Umwenden der Docken unter dem Reibstein die Fasern sich verwirren.

Gewöhnlich war bei einem Mühlewerk auch die Einrichtung einer Reibe. Der Reibstein wurde durch Wasser, mittelst eines Wendelbaumes in raschen Umdrehungen über das Reibbrett, den Reibherd, getrieben. Nur vorsichtige, etwas gewandte Personen durften mit dem Geschäft des Reibens betraut werden. Besonders hatten weibliche Personen alle nicht fest am Körper

anschliessenden Kleidungsstücke, wie Bänder, Schleifen, leichte Schürzen vorher wegzulegen, damit der Reibstein solche nicht erfassen und auch die Person hätte hineinziehen können. Die Wergzöpfe oder Hanfdocken mussten während des Reibens auf dem Reibherd fleissig umgewendet werden, damit sie durch und durch auf allen Seiten eine gleichmässige Bearbeitung erlangten. Wenn das Werg der befühlenden Hand zart und milde erschien, war die Bearbeitung genügend.

Auch beim Hanf ist wie beim Flachs das Hecheln eine der wichtigsten Arbeiten, die viel Geschick und Behutsamkeit erfordert. Die Zähne der Hecheln, die, im Gegensatz zu dem hölzernen Rüffel, hier von Eisen sind, trennen vollends die schon teilweise gespaltenen Fasern und nehmen den Leimstoff hinweg, der als Staub davonfliegt. Dadurch erlangen die Fasern die für die Hand der Spinnerin entsprechende Geschmeidigkeit. Auch zur feineren Ausarbeitung des Hanfes sollen dreierlei Hecheln verwendet werden; vorteilhaft ist, wenn die Zinken der ersten Hechel recht grob sind und weit auseinander stehen.

In einfachen ländlichen Haushaltungen, wo nur gröbere Laken in Gebrauch kamen, liess man es an der Arbeit einer Hechel genügen. Man empfand dort weniger das Bedürfnis, sich auf mancherlei Sorten von Leinwand einzurichten; auch hechelten die Frauen oder Töchter des Hauses ihr Spinnwerg selbst. An sonnigen, warmen Tagen hechelten die Frauen im Freien, den Kopf des Staubes wegen mit einem Tuch umhüllt. Das Werg musste zum Hecheln etwas erwärmt sein: war dies nicht an der Sonne möglich, so musste es am warmen Ofen geschehen.

In anderen Haushaltungen, wo man mehr Bedürfnisse hatte, wurde das Werg von geübten, berufsmässigen Hechlern oder Hechlerinnen durch zwei und drei Hecheln gezogen. Die erste Hechel lieferte noch ein gemeines Gespinnst und ebenso ein gemeines Abwerg, oder die gemeine „Barte“. Die zweite Hechel gab eine bessere Sorte, „Reiste“ genannt. Man berechnete, dass von dieser Qualität 1 Pfd. Garn 4 Ellen Tuch,  $1\frac{1}{2}$  Ellen breit, geben soll, die dauerhafte ordinäre oder Mittelleinwand. Tat aber eine dritte Hechel Dienste, so erlangte man eine vorzüglichere Reiste und von 1 Pfd. Garn dieser Sorte 6 Ellen langes,  $1\frac{1}{2}$  breites, schönes Reistentuch. Alle kurzen, in der Hechel gebliebenen Fäden waren „Barte“, es gab bessere

und geringere und wurde meistens als Einschlag verwendet. Das Reitwerg lieferte mehr schöne Reiste und weniger, doch schönere Barte, als das Retschwerg.

\* \* \*

Es mag wohl überall die Übung bestanden haben, dass Familien auf dem Lande, die gegen Familien in der Stadt eine Erkenntlichkeit abzutragen hatten, ihrem Dank durch ein Geschenk fleissig ausgehechelter Flachs- und Hanfdocken Ausdruck verliehen. Solche Geschenke wurden von der Stadtfrau stets gerne angenommen.

Flachs und Hanf wären noch einer höheren Verfeinerung fähig; dieselbe wird aber gewöhnlich nicht vorgenommen. Der Stolz einer praktischen Hauswirtin war ein gehöriger Vorrat an Garn, Faden, verschiedene Sorten von Linnen und auch farbigen Zeugen, z. B. „Kölsch“.

Hatte jedoch eine Hausfrau ihre besondere Freude daran, aus eigener Hand ein ganz veredeltes Stück in ihre Zeugspinde zu legen, so wusste man mehrere Methoden, den Glanz und die Biagsamkeit der Fasern noch bedeutend zu erhöhen. Eines der einfachsten und bewährtesten Mittel möge hier Raum finden: der Flachs oder Hanf ward mit Thonbrei und Lehm („Lai“) bestrichen, mit Kochsalz überstreut, in einen Kessel geschichtet, zwischen jede Lage Salz gestreut, mit Wasser übergossen und dann einige Stunden gekocht. Wenn das Wasser erkaltet, ward derselbe handvollweise herausgenommen, durch reines kaltes Wasser gezogen und abgeschwemmt, bis das Wasser sich nicht mehr trübte und nach dieser Reinigung getrocknet.

Alle Arten höherer Verfeinerung gingen aber langsam von statten und nahmen viel Zeit in Anspruch. Es wird erzählt, dass einer Schweizerfrau, welche das Verlangen trug, aus selbst gepflanztem und bearbeitetem Flachs eine echte Brüsselerspitze zu klöppeln, vorgerechnet worden sei, dass 1 Pfd. Flachs, zu solchen Spitzen vorbereitet, 14 Menschen 1 Jahr, oder einen Menschen 14 Jahre lang beschäftigen müsste.

#### Das Spinnen, Haspeln, Weben und Bleichen.

Die Leinspinnerei beruhte einzig auf weiblicher Tätigkeit.

In einem Reimbuche für Mädchen, das die Schule des Frauenklosters „Maria Opferung“ in Zug im Jahre 1807 als Prämie austeilte, beginnt das Lied der Spinnmädchen mit folgenden Strophen:

Dick und wieder dünne,  
Ist ein schlecht Gespinne;  
Gleich und eben muss es sein,  
Wie des Lebens Fädelein,  
So die Unschuld spinnet.

Der Faden einer guten Spinnerin soll weder zu stark noch zu locker gedreht sein und sich rund, lind und gleich anfühlen lassen. Grossen Verdruss bringt es dem Weber, wenn der Faden „unter dem Daumen“ angesetzt wird.

Eine erfahrene Hausfrau wusste das Spinnmaterial genau zu beurteilen und auszuwählen, zu welcher Leinwandgattung diese oder jene Gespinnstsorte besser taugte. Auch die Fähigkeiten der Spinnerinnen musste die Hausfrau kennen, um bestimmen zu können, zu welcher Gespinnstart jede derselben gewachsen sei. Doch nicht allein die Geschicklichkeit, auch die Treue und der beharrliche Fleiss entschied bei der Wahl der Spinnerin.

Im Winter fanden auf dem Lande viele Arme mit Spinnen ihr Auskommen.

Nur gleiches und schönes Gespinnst gibt eine schöne, dauerhafte Leinwand. Darauf hatte die Hausfrau zu achten und besonders auch, dass grobes und geringes Material nicht fein und zart, oder feines, veredeltes Material nicht grob und ungleich gesponnen werde; ebenso, dass feines und fleissig gesponnenes Garn nicht mit grobem und ungleichem auf dem Webstuhl zusammentreffe. Auch je nach dem besondern Zwecke der Verwendung dieser oder jenen Tuchart im häuslichen Gebrauch war die passende Sorte Werg angemessen zu spinnen.

Einer richtigen Spinnerin galten für ihre Haltung am Spinnrat folgende Regeln: Sie wählte ihre Kunkel von solcher Grösse, dass das untere Ende des umwundenen Rockens („Wickel“, „Wicke“, „Runggeli“) gerade auf der Höhe ihres Mundes stand, damit sie in aufrecht sitzender Stellung spinnen konnte und nicht gezwungen war, sich zu bücken; sie stellte die Kunkel gerade vor sich hin, damit sie nicht genötigt war, den Kopf seitwärts zu wenden; sie stellte den linken Fuss auf die Bodenscheibe der Kunkel, um damit deren Stellung festzuhalten; sie hielt mit dem rechten Fuss das Spinnrad in gleicher Bewegung, und so oft Ermattung oder Anstrengung des Fusses fühlbar ward, erweiterte oder verengerte sie seinen Winkel; sie suchte den

Schwung des Rades mit der Fertigkeit ihrer Hände stets intakt zu halten; sie zog mit der linken Hand gleiche Locken aus dem Rocken heraus und verbesserte mit der rechten Hand unvermeidliche Ungleichheiten. In der Nähe der Kunkel war ein kleines, gläsernes Gefäss angebunden, worin die Spinnerin bisweilen die Spitze des Zeigfingers netzte, damit der Faden weniger harzte und rascher durch die Finger ging. Durch das öftere netzen war aber alles Garn auf der Spule durchfeuchtet, ward mit der Zeit mürbe und brüchig. Deshalb wurde der Spinnerin dringend empfohlen, dasselbe nicht lange auf der Spule liegen zu lassen, sondern möglichst bald auf den Haspel zu winden.

Zum Zwirnen des Nähfadens wurde feinst gesponnenes Reistengarn genommen; solches wurde zwei- bis dreifach zusammen auf einen Knäuel gewunden, in ein Körbchen gelegt, das man auf den Boden stellte. Das Ende des Knäuels wurde wie der Spinnfaden an die Spule geknüpft und an den Flügel oder Krebs gehängt und wie beim Spinnen gedreht, was man aber beim Nähfaden „zwirnen“ hiess.

Einer Hausfrau, die ihren Leinenbedarf nicht durch eigene Hausgenossen spinnen lassen konnte, die gezwungen war, ihr gesammeltes Spinnmaterial um Lohn, ausser dem Hause, am sogenannten „silbernen Wirtel“<sup>1)</sup> spinnen zu lassen, wurden gewisse Vorsichtsmassregeln empfohlen. Vor allem musste sie gut bezahlen, dafür aber fleissig nachsehen, ob das „Schnellergewicht“ mit dem des abgegebenen Werges übereinstimme. Bei jedem Schnellerhaspel war nach Art eines Uhrwerkes eine Vorrichtung angebracht, dass bei tausend Umdrehungen eine Feder sprang, der „Schneller“. Also 1000 Haspelumdrehungen geben 1000 Fäden oder einen Schneller, der auch „Haspete“, „Strähne“, „Stränglein“ genannt wird. Ein Schnellerhaspel soll aber nicht nur tausend Fäden halten, er soll in seinem Umfange zwei volle Ellen, oder in doppelter Länge gemessen, eine Elle haben.

Das Mass der Schneller bildet die Grundlage für Berechnung der Länge und Breite der Leinwand, die man vom Weber erwartete.

Ein Schneller enthält 1000 Fäden, oder 2000 Ellen, oder 4000 Fuss, weil eine Elle zwei Fuss hat. Wäre eine Haspel

<sup>1)</sup> Sprichwörtliche Redensart, wohl weil das Ausgeben der Arbeit teuer kam, als wenn diese im Hause verrichtet wurde.



ganz unmerklich, nur um einen halben Zoll zu enge, so würden schon an jedem Schneller 500 Zoll oder 25 Ellen Fadenlänge fehlen. Auf ein richtiges Haspelmass muss die Hausfrau strenge halten.

Das Garn aber wurde nicht nur nach Schnellern gezählt, er wurde auch dem Weber vorgewogen; doch ehe es auf den Webstuhl kam, musste alles Garn noch gebeucht („gesechtet“), d. h. es musste durch mehrere Laugen gezogen werden. Dadurch wurden die fremdartigen Stoffe, wie Kleber, Harz, Fett usw. entfernt und konnte dann in das Gewebe die nachherige Bleiche besser eindringen. Es wurde angenommen, dass durch „sechten“ jedem Pfund Garn beinahe ein Vierling abgehe, welcher Gewichtsverlust eben auf die Ausscheidung der fremden Teile zurückzuführen ist.

Hatte man einen grossen Vorrat von Garn und keine Zeit, das Beuchen im eigenen Haushalte besorgen zu lassen, so wurde dasselbe einer „Sechte“, einer Waschanstalt, die sich damit befasste, eingeschickt. Wo die Hausfrau über Gesinde verfügte, zog sie meistens vor, diese Arbeit selbst zu überwachen.

Das Garn wurde in hölzernen Gefässen übereinander geschichtet, mit reinem Wasser übergossen und darin 24—28 Stunden extrahiert. Dann liess man das Wasser durch einen am Boden angebrachten Zapfen abfliessen, füllte das Gefäss aufs neue mit Wasser, liess das Garn wieder 24 Stunden darin liegen, wiederholte überhaupt das Aufgiessen und Ablassen des Wassers so oft, bis dasselbe ungetrübt abfloss. Dann wurde das Wasser aus dem Garn ausgewunden und aufs neue in das Gefäss eingeschichtet, einige Male heisses Wasser durchgeleitet, bis auch dieses ungefärbt abfloss. Dieses Verfahren war aber erst die Vorbereitung zur „Beuche“.

Auf das eingeschichtete Garn wurde ein grobes Leinentuch („Aschenblache“) ausgebreitet und darauf etwa 25—30 Pfund gute Holzasche gebracht, auf ein Zentner Garn berechnet, und mit so viel siedendem Wasser übergossen, dass das ganze Material überdeckt war. Durch diesen „Äschrich“ wurden die alkalischen Teile der Asche auch dem Garne mitgeteilt. Die Blache mit der ausgelaugten Asche wurde abgehoben, das Gefäss zugedeckt und das Garn einer Einweichung von 4—5 Stunden unterworfen. Dann liess man diese Aschenlauge durch den geöffneten Zapfen abfliessen, brachte sie wieder zum Sieden und

auf 5—6 Stunden in die Stände auf das Garn, von welchem die Lauge nach dieser Zeit ganz dunkelbraun abfloss. Nach dieser Auslangung wurde so lange reines Wasser durchgeleitet, bis dasselbe keine Färbung mehr annahm.

Manche Hausfrauen liessen die Aschenlauge drei- bis viermal aufgiessen und abziehen, andere zogen vor, nach der Auslangung durch Holzasche noch einen zweiten „Äschrich“ mit Potasche zu bereiten. Das Verfahren wiederholte sich wie bei der Asche, nur kamen auf die Aschenblache 5—6 Pfd. Potasche, d. h. der fünfte Teil vom Gewichte der Holzasche. Nach mehrmaligem Aufguss auf diese Lauge wurde das Garn mehrmals gut gereinigt, durchgeknetet und ausgerungen. Dann wurde das Garn zur vollständigen Austrocknung an Stangen gehängt.

Auf kleineren Gehöften gehörte die Leinenweberei in den Bereich häuslicher Industrie. Dort wob man einfaches, glattes „zweitretiges“<sup>1)</sup> Tuch, höchstens noch Zwilch, welcher drei Treten am Webstuhl erforderte. Vielerorts gab es eigentliche Webekünstler, welche die Webekunst als zünftige Meister ausübten. Zu feinem Tischzeug mit schönen Bildern, beschäftigten den Weber oft bis auf achtzehn und noch mehr Treten.

Ein sehr praktisches Leinengeräte war die sog. „Handzwehle“, wie man solche auf dem Lande noch bisweilen in der Stube, in der Nähe des Giessfasses aufgehängt sieht. Ein etwa 5 Ellen langes, kaum  $\frac{2}{3}$  Ellen breites Tuch, dessen Enden mit Schnüren zusammengebunden werden, weshalb das Tuch in doppelter Länge aufgehängt ist.

In unserer Gegend hat die Leinenweberei aufgehört; bis in die letzten Jahre gab es noch hie und da einen Waldbruder, welcher das Handwerk der Leinenweberei betrieb. Jetzt sucht man im hochgelegenen Iberg oder Muotatal nach kundigen Händen, um noch vorhandene Garnresten zu Tuch wirken zu lassen.

In der Zeit hauswirtschaftlicher Leinwandbereitung war es für die Frau im städtischen, wie ländlichem Haushalte notwendig, die Zusammensetzung des Zettels, die Berechnung der Fadenzahl zu einer bestimmten Länge und Breite der Leinwand zu kennen. Auch nach dem „Geschirr“ des Webers musste sie rechnen können, das Mass und Verhältnis der Zettelaufhaspelung ver-

<sup>1)</sup> „Zweitretig“ wird ein Webstuhl genannt, welcher zwei Trittbretter hat.

stehen, ebenso auch die Kennzeichen gut gewobenen Tuches. Auch den Weberlohn musste sie beurteilen können, je nach der Arbeitszeit, die ein gewisses Mass von Leinwand in Anspruch nahm, und je nach der Feinheit oder der Schwierigkeit, die schlechtes Garn dem Weber bereiten konnte.

Doch auch die vorsichtigsten und bestunterrichteten Hausfrauen konnten durch die Kniffe eines unredlichen Webers betrogen werden. Das Garn war bei demjenigen Weber am besten verwahrt, bei dem das Gewissen die Rechnung und das Gewicht hielt.

Im Beisein des Webers legte die Hausfrau den ganzen Garnvorrat in gleichgeartete Partien, wog jede Partie einzeln und schrieb das Gewicht auf.

Wenn von einer feinen Sorte Reistengarn 16 Schneller ein Pfund ausmachten, so musste der Weber das Garn auf ein „28er Geschirr“ bringen, d. h. der Zettel, auch Kette, Boden, Aufzug, oder Werft genannt, hielt 2800 Fäden, und zum Eintrag, oder Einschlag, waren 100 Fäden weniger hinreichend. Bei einem solchen Wupp konnte der Weber von einem Pfund Garn 5 Ellen gut gewobene Leinwand liefern, 6 Viertelsellen breit, oder  $1\frac{1}{2}$  Ellen die gewöhnliche Tuchbreite. Ein genau abgemessenes Quadratstück von  $1\frac{1}{2}$  Elle Länge und  $1\frac{1}{2}$  Elle Breite, musste 2800 Längs- und 2700 Querfäden zählen.

Wogen aber von einer weniger feinen Sorte schon 23 Schneller ein Pfund und die Leinwand sollte  $1\frac{1}{2}$  Ellen Breite erhalten, so gehörte das Garn in ein „24er Geschirr“, d. h. ein Quadratstück von  $1\frac{1}{2}$  Ellen hielt 2400 Längefäden und 2300 Querfäden und das Pfund gab 4 Ellen Leinwand. Gingen aber von einer Sorte schon 8 Schneller auf ein Pfund, so musste das Garn in ein „19er Geschirr“. Der Zettel hatte also 1900 Fäden, der Einschlag 1800 Fäden. Das Pfund lieferte 3 Ellen Leinwand.

Auch der Arbeitslohn des Webers liess sich annähernd berechnen. War das Garn gut und gleichmässig gesponnen, so dass die Fäden nicht zu oft rissen, so durfte im allgemeinen angenommen werden, dass bei einem Stück Leinwand von 50 Ellen im „28er Geschirr“ der Weber zum Spulen, Zetteln, Andrehen drei Tage und zum Weben und Ausrüsten 14 Tage brauche.

Von einem Wupp im 24er oder im 19er Geschirr stellte sich der Arbeitslohn nach dem geringeren Massverhältnis auch entsprechend weniger.

Je geringer und schlechter das Garn, desto grössere Mühe hatte der Weber, wenn ihn das Knüpfen der gerissenen Fäden alle Augenblicke vom Sitze wegzog. Dies war namentlich der Fall, wenn die Gespinnstpflanze entweder auf der Röste überreif oder zum Retschen überdörft geworden, oder wenn die Spinnerin den Faden nicht richtig gedreht, oder „hinter der Hand“ angesetzt hatte. Alle diese Gebrechen in der Leinwand waren der Kennerin sichtbar durch die lichten Stellen, die sog. Webernester. Die Schuld traf aber nicht den Weber, wohl aber die Ungeschicklichkeit der Spinnerin oder die Verdorbenheit des Spinnmaterials.

Zur leichteren und rascheren Förderung der Arbeit, das Wupp „gängiger“ zu machen, pflegte der Weber den Zettel zu „schlichten“. Dieses geschah dadurch, dass der Weber den Zettel des aufgezogenen Wuppes mit einer Schlichte, gewöhnlich ein Kleister von Stärkemehl („Amlung“) von Zeit zu Zeit überstrich, welches die Fäden steifte. Diese Weberschlichte war die Ursache, warum die Hausfrau das fertige Stück Leinwand nicht dem Gewicht des abgegebenen Garnes nachwägen konnte. Um das richtige Gewicht herauszufinden, hätte man vorerst die Schlichte auswaschen müssen. Deswegen wurde nach dem Webergeschirr und der Fädenzahl gerechnet.

Bevor der Weber das Stück an die Kundschaft ablieferte, unterwarf er es noch eingehend einer Musterung, säuberte es von allen etwa heraushängenden Fäden, die im Stoffe „mausig“ aussahen.

Das letzte Stadium der Bearbeitung der Leinwand ist die Bleiche, die ihr ein vorteilhafteres Äusseres verleihen soll.

Die Blütezeit der Bäume hielt man für die beste Bleichzeit. Wenn immer möglich, suchte es die Hausfrau einzurichten, die Bleichwaren den Sonnenstrahlen während den Monaten April, Mai, auch Juni, auszusetzen.

Das einfachste Verfahren in der Hausbleiche bestand darin, das Tuch gut genetzt auf den Bleichrasen auszubreiten und, falls die Sicherheit vor Diebstahl es gestattete, die Bleiche auch auch bei Nacht fort dauern zu lassen. Eine Austrocknung auf der Bleiche bei Tage zu verhüten, musste das Tuch von Zeit zu Zeit mit Wasser übergossen und täglich auf eine andere Seite gewendet werden. Dieses Verfahren wurde bei kleineren Stücken Leinwand angewendet, vermochte aber nicht die graue Farbe des

Leinwandzeuges in weisse zu verwandeln. Sonne und Wasser allein genühten eben nicht, den im Gewebe noch rückständigen Kleb- und Eiweisstoff aufzulösen.

Die bessere Sorte Leinwand wurde auch von den Landleuten auf gewerbliche Naturbleichereien geschickt. Dort liess man das Tuch „ganz“ oder nur „halb“ bleichen. Da bei den öfteren Einweichungen in den Bleichereien der Stoff eingestampft zu werden pflegte, besorgten viele Hausfrauen, dass durch solche rauhe Behandlung die Leinwand an Festigkeit und Dauerhaftigkeit einbüsse. Deswegen liess man oft das Tuch nur halb bleichen.

Ganz verpönt war für eigene hauswirtschaftliche Leinwand die Kunst- oder Geschwindbleiche, wobei mineralische Säuren, Chlorkalk oder sog. Bleichpulver in Anwendung kamen. Durch solche Mittel wurde die Kunstbleiche in 2—3 Tagen vollendet, was die Naturbleiche erst nach Wochen fertig brachte. Auf grösseren Ökonomien, wo die nötigen Requisiten und Einrichtungen vorhanden waren, konnte man eine durchgehende schöne Bleichung der Leinwand leicht selbst übernehmen. Vor allem gehörte dazu die Bereitung eines vegetabilischen Säurebades, welches auf Gewebe keine zerstörende Wirkungskraft hat.

Zwei Zentner völlig gereinigte Kartoffeln wurden durch Sieden oder Dämpfen gekocht, heiss zerquetscht und mit 1000  $\bar{w}$  Wasser auf 60° R. erhitzt, in ein Gefäss gebracht, darüber 8  $\bar{w}$  geschrotenes Gerstenmalz gestreut und alles gut untereinander gearbeitet. Hatte sich diese Masse auf 22° R. abgekühlt, so wurde zwei Quart Bierhefe beigemischt und das Gefäss bedeckt. Die Weingärung trat bald ein und war in 30—40 Stunden beendet. Alsdann wurde die säuerlich schmeckende Flüssigkeit vom Bodensatze abgezogen, noch 4  $\bar{w}$  Sauerteig beigesetzt und das Sauerbad mehrere Tage unbedeckt in der Sauergärung stehen gelassen.

Das zu bleichende Gewebe wurde vorerst gut genetzt und dann auf 4—5 Stunden in heisse Aschenlauge eingedrückt wie beim Sechten oder Beuchen, nachher herausgenommen und mit-samt der innewohnenden Lauge auf dem Bleichrasen ausgebreitet. Dort verblieb es 4—5 Tage, öfters genetzt und jeden Tag auf eine andere Seite gekehrt. Nach dieser Zeit wurde das Tuch in reinem Wasser gut gespült, ausgewunden und dann in das Säurebad eingetränkt. Damit die Säure recht eindringe und

Kleber und Eiweiss entferne, wurde das Tuch ganz durchgeknetet und etwa acht Stunden in dem Bade gelassen. Nach dieser Zeit wurde die Ware im Wasser tüchtig ausgeschwenkt, wieder auf etwa acht Stunden in heisser Aschen- oder Potaschenlauge eingeweicht und dann fünf Tage lang auf dem Bleichrasen gelassen. Von nun an musste die Ware noch zweimal mit einer schwächeren Lauge behandelt und abwechslungsweise der Bleiche ausgesetzt werden.

Dieses Verfahren machte die Leinwand in 8—10 Wochen gänzlich farblos, d. h. gab ihr die blendend weisse Farbe. Zuletzt wurde das Stück noch in Seifenwasser gewaschen, gespült und zum Aufbewahren getrocknet.

Auch der Nähfaden wurde wie das Tuch gebleicht. Einen grossen Vorrat von solchem sich anzuschaffen, galt als nicht haushälterisch, da derselbe nach zwei Jahren mürbe wurde und beim Nähen zerriss.

Grosse Sorgfalt verwendeten die Hausfrauen auf die Aufbewahrung des Linnenzeuges: dass die Zeugschränke gut schlossen, damit kein Staub eindringe, und dass dieselben in trockenen, doch ungeheizten Kammern standen.

Die Hausmütter der alten Zeit liessen es nicht dabei bewenden, sich einen Vorrat in fertiger Leib-, Tisch- und Bettwäsche anzulegen: sie bewahrten auch ganze Ballen Leinwand, die Kastenleinwand für künftige Zeiten auf. Es würde eine Frau wenig geehrt haben, wenn sie nicht jedes Jahr mindestens ein Stück von 50 Ellen zurückgelegt hätte.

Die Kastenleinwand lag ballenweise in Kisten und Koffern eingepackt, sie durfte weder gemangt, noch geplättet, noch geleimt oder gestärkt sein.

Doch wie dem Faden, so schadete auch dem Gewebe das jahrelange Liegen und nahm demselben viel Dauerhaftigkeit und Festigkeit. Im allgemeinen wurde angenommen, dass man die Leinwand nicht über 12 Jahre ungenützt liegen lassen dürfe. Deshalb wurde vor der Kaufleinwand sehr gewarnt, da man die sog. Ladenhüter („Gäumer“) fürchtete, die an Dauerhaftigkeit vielleicht schon die Hälfte eingebüsst hatten.

Manche Hausfrauen pflegten jedem Ballen Leinwand einen Zettel aufzustecken mit der Jahrzahl, da derselbe aus der Bleiche in den Kasten gekommen, um sich beim Verbräuche der Leinen darnach zu richten.

Eine Frau in der Stadt Zug legte im Jahre 1760 ihre erste Kastenleinwand an, versah alle Stücke mit einem Zettel und dem Zeichen 1760 No. I. Die Leinwand von 1761 wurde gezeichnet mit 1761 No. II und, so wiesen die noch vorhandenen Zettel aufwärts bis 1771 No. 12. Mit dem Jahre 1772 ging das Sammeln von neuem an.

Der bekannteste Marktplatz der Innerschweiz für alle Arten von Leinen war die Luzerner Werg-Laube. Dort wurden Flachs- und Hanfdocken, Garne und Linnenzeuge zum Kaufe feilgeboten. Der Luzerner Ackerboden galt als vorzüglich geeignet für die Kultur der Gespinnstpflanzen. Dort pflegten Hausfrauen ihren Bedarf einzukaufen, welche über keine Feldwirtschaft verfügten. Auch das ungeübte Auge der Städterin vermochte schon an der Farbe jeder Docke zu erkennen, ob sie gutem oder schlechterem Boden entstamme und ob das Produkt fleissig oder nachlässig behandelt worden sei. Bei unbekanntem Verkäuferinnen wurde noch weiter nachgeforscht, die Ware befühlt, ob sie vielleicht zur Erhöhung des Gewichtes die Nacht vorher in feuchter Kellerluft zugebracht habe.

Es scheint, dass man überall, wo dieses Felderzeugnis unbestellt zum Verkaufe kam, absichtliche Täuschung befürchtet habe.

Nachstehende Rechnungen vom Jahre 1819 sind dem Ausgabenbuch einer Hausfrau entnommen, welche für ihren Leinenbedarf auf Kauf angewiesen war und auch die Spinnarbeit nicht im eigenen Haushalte besorgen lassen konnte.

Angekauft:

36 $\text{w}$ Reisten zu $7\frac{1}{2}$ Batzen das $\text{w}$	= 21 Gld. <sup>1)</sup>	$7\frac{1}{2}$ Batzen
Spinnerlohn zu 23 Schilling das $\text{w}$	= 19 „	36 Schilling
Sechterlohn zu 4 „ „ $\text{w}$	= 3 Gld., 19 Schillg., 3 Angst.	
Dem Webermeister für 75 Ellen, die Elle zu 2 Batzen		
Tuchbreite		= 12 Gulden
Bleicherlohn, die Elle zu 5 Rappen		= 3 „
Dazu an Trinkgeld ausgegeben dem Weber Oertli und dem Bleicherknechte 6 Doppelschillinge.		

<sup>1)</sup> Es ist daran zu erinnern, dass die Luzerner- und Zugergulden eine Währung von  $12\frac{1}{2}$  Batzen hatten und dass ein „Örtli“ 4 Batzen enthielt. Die sog. „Luzerschilling“ waren 3 Rappen; es gab auch Doppelstücke „Zweerluzer“ zu 6 Rappen. Im Handelsverkehr präsentierten „Doppelluzer“, „Zweerluzer“ einen Wert von 20 Rappen, während 6 einfache „Luzer“ nur für 18 Rappen kursierten.

## Für die Schnupftücher :

14 $\overline{6}$ Flachs zu 1 Gulden	= 14 Gulden		
Spinnerlohn zu 33 Schilling das $\overline{6}$	= 11	„ 3 Schillg., 4 Angst.	
Sechterlohn zu 4	= 1	„ 14	„ 2
Weberlohn für 77 Ellen zu 8 Schillg.			
1 $\frac{3}{8}$ Ellen breit	= 14	„ 32	„ 4
Bleicherlohn zu 7 Rappen	= 4	„ 13	„

Aus diesem Stück 56 Schnupftücher gemacht, davon 36 gut dunkelblau gedruckt, das Stück zu 5 Batz. = 14 Gld. 5 Batz. Und 20 Stück blau und gelb, das Stück zu 6 Batz. = 9 Gld. 25 Schilling.

## Die Buebechilbi im Luzerner Hinterland.

Von Hans Hunkeler in Luzern.

Eine Eigenheit der Luzerner bilden die vielen Kirchweihen oder „Chilbene“, deren das Jahr hindurch, von der frühesten am Sonntag nach Dreikönige (6. Januar) in Winkel bei Horw bis zur spätesten am letzten Sonntag im November in Buchs, namentlich während des Sommers und Herbstes beinahe jeden Sonntag eine oder mehrere gefeiert werden.

Wohl gibt es gemäss obrigkeitlicher Verordnung von 1778, resp. vom 8. Mai 1779 eine allgemeine kantonale Kirchweihe (zum Unterschied von den andern vom Landvolke die „Gross Chilbi“ genannt), die jedes Jahr auf den zweiten Sonntag im Oktober fällt; aber ausser dieser begehen doch wie vor und eh die meisten Pfarrgemeinden und daneben zahlreiche Filialkirchen und Kapellen<sup>1)</sup> ihre eigene Kirchweihe oder doch eine Chilbi, d. h. den „weltlichen“, dem Vergnügen geweihten Teil der Festlichkeit.

Meistens bestimmt („fellt“) der Tag des Kirchenpatrons<sup>2)</sup> die Chilbi, die gewöhnlich am darauf folgenden Sonntag abge-

<sup>1)</sup> So u. a.: die zu Hitzkirch gehörenden Filialen Gelfingen u. Herlisberg, Baldegg u. Urswil zu Hochdorf, Nunwil zu Römerswil, Gormund zu Neudorf, Schlachtkapelle zu Sempach, Bertiswil zu Rotenburg, Gerliswil zu Emmen, Waldibrücke zu Eschenbach, Gisikon und Michelskreuz zu Root, Dottenberg zu Adligenswil, Winkel zu Horw, Obernau und Hergiswald zu Kriens, Blatten zu Malters, Eigental zu Schwarzenberg, Sörenberg zu Flühli, Eberseck zu Altishofen, usw.

<sup>2)</sup> Das Patrocinium; für die betr. Pfarrei immer ein hoher Festtag, u. wenn es auf einen Wochentag fällt, stets ein gebotener Feiertag.